



Literarisch schreiben – wie geht das? Ein Workshop, inspiriert vom Autor Edgar Keret, hilft dabei.

Illustration: F.A.S., Foto: Frank Roth

Wenn es in Deutschland einen Familientag gibt, dann ist es der Sonntag. Mehrere Generationen kommen an einem großen Tisch zusammen. Man isst zusammen, es gibt Kaffee, Kuchen und vielleicht das ein oder andere heikle Gespräch.

Das alles trifft auch auf unser Treffen zu, an einem nassgrauen Adventssonntag in einem Seminarraum des Jüdischen Museums Berlin. Wir haben unsere Familien sogar mitgebracht. Bloß sitzen sie nicht mit uns am Tisch, sondern in unseren Köpfen.

Wir haben einander noch nie gesehen und werden wahrscheinlich als Fremde auseinandergehen. Wir sitzen im Schreibworkshop „Über Mütter“, der die Sonderausstellung „Etgar Keret: Inside Out“ begleitet. Und grübeln. Uns alle beschäftigt die gleiche Frage, die auch Keret selbst beschäftigt. Keret ist einer der bedeutendsten israelischen Autoren der Gegenwart. Wie soll man über die Menschen schreiben, die uns am nächsten stehen, lautet die Frage.

Kerets Antwort besteht aus neun Kurzgeschichten, die das Herzstück der Ausstellung bilden. Darin arbeitet Keret mit Erinnerungen an seine Mutter, die darin wiederum auch von Erinnerungen an ihre eigene Mutter erzählt. Orna Keret kam 1934 in Polen zur Welt und erlebte eine traumatische Kindheit. Als Einzige ihrer Familie wurde sie nicht von den Nazis ermordet, schaffte es allein über Umwege nach Israel, gründete eine Familie. In Ramat Gan, einem Vorort von Tel Aviv, eröffnete sie einen Stoffladen. 2019 starb sie, die Geschichten ihres Sohnes über sie entstanden erst danach. Sie sind bitter-süß bis entsetzlich, aber das wissen die meisten von uns noch nicht, als wir unter den Dachschragen des Museums Platz nehmen.

Manche von uns lieben Keret, andere kennen ihn nicht. Unter uns sind eine Lehrerin, eine Gestalttherapeutin, ein ehemaliger Kinderbuchautor, eine künftige Umweltingenieurin. Wir wollen mit dem kreativen Schreiben anfangen, weitermachen oder erfahren, wie wir bloß mit unserer Masterarbeit beginnen sollen. Ich verstecke mich hinter dem Vorwand, nur wegen dieses Artikels teilzunehmen. Als Klichschee der Jungautorin, die mehr vom Schreiben spricht, als es zu tun, will ich mich ungenut outen. Für fast alle von uns ist die erste Frage also nicht die, wie wir Texte über unsere Nächsten verfassen können, sondern: Wie schreiben?

Diese Frage beantwortet uns Etgar Keret nicht, auch die Ausstellung erzählt vom Hadern und Zweifeln des Autors. Aber Thomas Avenhaus hilft uns, ehemaliger Vollzeitwerfberufachmann und Kreativdirektor, nun auch Dozent für Kreatives und Biografisches Schreiben an der Alice Salomon Hochschule. Mit ihm durch den Kurs führt Sapir Hubermann, Guide des Jüdischen Museums, die Kerets Texte schon aus ihrer Schulzeit in Israel kennt. Seine aus dem Leben gegriffenen, oft ins Absurde kippenden Kurzgeschichten sind dort Standardlektüren.

Eine Ausnahme bildet „Die sieben guten Jahre“, Kerets bekanntestes Buch in Deutschland, das in Israel nicht erschienen ist. In autofiktionalen Geschichten reflektiert er seine Rolle als Vater und Sohn eines sterbenden Vaters, inmitten von Alltagslichkeiten und Raketenangriffen. Das auf Hebräisch zu veröffentlichen hätte ihn zu verletzlich gemacht, erklärt er in Interviews. Seine Texte über Orna Keret sind in keinem Buch nachzulesen, sondern nur im Kontext dieser Ausstellung.

Hubermann berichtet im Workshop von der uralten jüdischen Tradition, Geschichten an die Nachkommen weiterzugeben. Keret nimmt diese Verpflichtung sehr ernst und lässt uns daran teilhaben – aber so, wie seine Mutter es tat. Sie erzählte, erklärt Keret im Einführungstext zur Ausstellung, „wie ein Kind – von innen nach außen: ohne Namen, ohne Daten, ein bisschen wie ein Märchen“.

Und wie sich das für Märchen gehört, kann man sie sich vorlesen lassen. Auf der Website des Jüdischen Museums hört man Keret selbst auf Hebräisch und Englisch lesen, tief und sanft. Die deutsche Übersetzung übernimmt sein Freund, der Autor Daniel Kehlmann. Eine Geschichte heißt „Stoff“, in dem Orna Keret Königin ihres schummrigen Kellerladens ist, Stoffballen schleppt, Kundinnen berät, Untertanen koordiniert. Ihr Sohn liegt als Säugling in einer Wiege auf der Theke.

Ich erinnere mich an diese Geschichte, als Dozent Thomas Avenhaus uns in die erste Aufgabe schickt: automatisches Schreiben, wie die Surrealisten, also Schreiben ohne Pause. Lieber endlose Wortwiederholungen als auch nur einmal den Stift abzusetzen. Ich denke an Ornas Königreich und an meine Mutter, ich schreibe: „Meine Mutter strickt. Seit Wochen lässt sie die Nadeln nicht los, ich weiß nicht, seit wann genau. Wir telefo-

nieren nicht mehr so oft in letzter Zeit, denn sie hat die Hände voll, zu voll, um Anrufe anzunehmen.“ Alles und nichts an diesem Anfang stimmt.

Nach sieben Minuten ist Schluss. Ich dachte, jahrelanges, exzessives Scrollen würden mich auf dieses handschriftliche Turbotexten vorbereiten, aber nichts da. Meine Finger und Unterarme brennen. Meine Mutter würde freundlich spotten, Etgars Mutter, die Textilkönigin, vielleicht auch. Wir legen eine weitere, längere Schreibrunde ein, dann lesen wir vor. Ein Teilnehmer traut sich, aber nicht, ohne vorher zu sagen: „Das ist alles Fiktion, so ist meine Mutter nicht und ich auch nicht.“ Mir ist das egal. Wie befreiend es ist, in einem Raum voller Fremder zu sein, die nicht wissen, ob ich Erinnerungen beschreibe, Hirngespinnste oder beides. Die nicht wissen, wie echt mein Stoff ist.

Bevor wir ins Museumscafé gehen, wo wir mit Matzoauflauf und Rote-Bete-Salat die Pause verbringen, sollen wir eine Frage an die Ausstellung formulieren. „Wer ist Etgar Keret?“, schreibt mein Sitznachbar mit Edding auf ein Stück Papp. Am Esstisch wechseln wir von Mutterporträts zu Small Talk, wechseln dann vom Altbau in den schimmernden Libeskind-Bau – ab in die Ausstellung, zu Etgar und Orna Keret.

Das Kennenlernen ist paradox. Wir lesen von Familientraumata, wir begegnen Etgar Kerets Hemmungen und Zweifeln, über seine Mutter zu schreiben. Ungefähr in der Mitte steht ein Kaugummiautomat. Man dreht an einem Schalter, eine Plastikgugel rollt heraus, daran ein Zettel mit einem verworfenen Textanfang.

„Es ist schwer, die Geschichte einer Person zu erzählen, der man näher stand als jemand anderem auf der Welt“, steht daneben an der Wand. Wir erleben intimste Einblicke – und doch sind sie, wie die Geschichten, „ohne Namen, ohne Daten, ein bisschen wie ein Märchen“.

Statt von einem Zeitstrahl oder einer Biographie werden wir beim Eintreten von einer Kunstinstallation begrüßt. Ein Kreis aus Stoffresten, Fotos und Kassenbelegen aus dem Laden in Ramat Gan, eine Arbeit der Künstlerin Katharina Trudzenski. Man kann die Textilien anfassen, Texturen vergleichen. Auf dem Boden liegen zusammengeknüllte Zettel. Ich hebe einen auf, glätte ihn, darauf die Geschichte „Stoff“. Hubermann ermutigt uns, die Papierkugeln einzupacken und mitzunehmen. Sie führt durch die

Ausstellung. Am Ende der Tour haben einige Besucher die Hände voll raschelnder Blätter, wie Kinder nach einem Herbstspaziergang.

„Etgar Keret: Inside Out“ ist eine Ausstellung für ein Museum, das „in Bewegung sein soll“, wie unser Guide erzählt. Keine einfache Aufgabe für ein so vermeintlich statisches Medium wie Literatur, aber das Jüdische Museum löst sie wunderbar. Wir bücken uns zu den Texten, können sie uns anhören, fassen Exponate an. Keret schrieb die Geschichten über Wochen als *Artist in Residence* im museumseigenen Archiv, suchte dazu Alltagsgegenstände aus der Sammlung aus, steuerte eigene Erbstücke bei. Wichtig soll ihm gewesen sein, seinen Arbeitsprozess zu zeigen und Interaktion zu ermöglichen, zum Beispiel mit Schreibworkshops, wie wir oder auch Schulklassen sie absolvieren. „Das ist die Intention dahinter“, bestätigt unser Dozent, „dass wir versuchen, uns in das offene Kunstwerk einzuschreiben.“

Aber hätten wir uns die Ausstellung dafür nicht vorher anschauen sollen? Am Ende sei die Idee verworfen worden, und ich verstehe bald, warum. Etwas wahllos hatte ich mich zur Vorbereitung durch die Geschichten geklickt, wollte nicht zu genau wissen, was mich erwartet. Ich blieb hängen an „Stoff“, an der Zartheit und dem für Keret so typischen, melancholischen Witz der Erzählung. Hätte ich auf „Krautfelder“ oder auf „Der erste Engel“ geklickt, hätte ich mich vielleicht nicht angemeldet. „Der erste Engel“ ist die letzte Geschichte der Ausstellung, die danach in einer Sackgasse endet. Wir lesen den Text für uns, erfahren von Ornas bildhafter Erinnerung, in der ein deutscher Soldat ihre Mutter und ihren kleinen Bruder tötet. Sie muss zuschauen. Würüber schreiben, nachdem man so etwas gelesen hat?

Wir schreiben nichts mehr an diesem Tag. Mit einem Kaffee in der Hand sprechen wir über unsere Eindrücke, darüber, dass Kerets Geschichten für unsere Erinnerungen und wackeligen Schreibversuche kein Vergleich sind, sondern eine elegant formulierte, drastische Antwort auf die Frage, wie wir über die Menschen schreiben können, die uns am wichtigsten sind. Wir verabschieden uns, ich beende den Tag wie meine Geschichte: „Ich rufe meine Mutter an.“

SUSANNE ROMANOWSKI

Der nächste Workshop findet am 5. Februar 2023 statt, mehr unter [www.jmbberlin.de](http://www.jmbberlin.de).



#### VIER FRAGEN AN GRACE WEAVER

##### Was lesen Sie?

Es wird eine Herausforderung für mich, nicht ausschließlich über Samuel Beckett zu sprechen, dessen Werk ich in den letzten Monaten verschlungen habe. Nachdem ich endlich Prousts „Suche nach der verlorenen Zeit“ beendet hatte, musste ich mir eine andere Obsession suchen. Die Beckett-Sache begann in Fes, Marokko, wo ich zwischen fanatisch langen Beckett-artigen Spaziergängen bei 45 Grad mit meinem Mann Eric den unverschämten komischen „Murphy“ las und wieder las. Ich bin mir nicht sicher, ob ich mich jemals mit etwas mehr verbunden gefühlt habe als mit Murphys „Verlangen nach dem Stuhl“. Im Moment lese ich ein zweites Mal „More Pricks than Kicks“, das ebenso berauschend ist (und mir immer Appetit auf Gorgonzola auf verbrannten Toast macht). Ich witzele manchmal, dass unsere Wohnung zu einem Lager für die Werke von Beckett und Wittgenstein geworden ist, Erics aktueller Obsession. Wir bewundern Marjorie Perloffs Werk über die beiden Schriftsteller. Die Ausgabe von Becketts vollständigen Briefen von Cambridge University Press ist erst vor ein paar Tagen eingetroffen, was sowohl aufregend als auch entmutigend ist. Es gibt so viel in den Beckett-Briefen zu entdecken – von bissigen kleinen Sticheleien gegen die Konkurrenz in der Literaturwelt bis hin zu kristallklaren Aphorismen über die Kunst im Allgemeinen.

morgens: der absurde Müll auf den Bürgersteigen. In letzter Zeit führt unser Weg über einen riesigen Friedhof, der von einer Katzenfamilie bewohnt wird, die vom Friedhofswärter Namen wie „Valentina“ erhalten haben, die auf den Grabsteinen basieren. Die Sprache der Denkmäler (vor allem die merkwürdigen Dinge: die drapierten Urnen, die beschrifteten Baumstämme) hat sich noch nicht in meine Bilder geschlichen, aber vielleicht wird das bald der Fall sein.

Was die Malerei betrifft, so habe ich mich mit einigen meiner ständigen Favoriten beschäftigt: Rodins Zeichnungen, immer wieder Baselitz und immer ein bisschen Guston und Bonnard. In letzter Zeit bin ich von Twombly besessen, insbesondere von seinen „Bacchus“-Gemälden und seinem ekstatischen Spätwerk. Und ich habe gerade das unglaubliche Buch „Monet – Mitchell“ angefangen, das sich allein schon wegen der nebeneinander gestellten Studioaufnahmen lohnt.

##### Was nervt Sie?

Ich glaube, ich ärgere mich am meisten über meine Ungeduld und meine Fähigkeit, mich zu ärgern – was vielleicht der Grund ist, warum mich die markige Kleinlichkeit von Beckett so begeistert. Ich wünschte, die sozialen Medien würden mich nicht so sehr stören, wie sie es tun. Ich finde, dass Insta-



Grace Weaver

##### Was hören Sie?

Bevor wir zum Laufen aufbrechen, hören Eric und ich in letzter Zeit entweder ein Set von Carsten Jost, das bei HÖR Berlin erschienen ist, oder ein Album namens „ITX022“ von MPU101 (empfohlen von unserem Freund, dem Fotografen Robert Kulisek). Früher habe ich viele Podcasts gehört, mittlerweile habe ich mich auf einige wenige beschränkt. Ein Highlight ist der „New Models Podcast“ (Lil Internets absurde „Ricky Backtrace: Private Trend Consultant“-Serie ist ein Muss). Meistens höre ich Vorträge und Lesungen im Atelier, während ich zeichne oder male. Der Duke-Professor Victor Strandberg hat eine exzellente Videovorlesungsreihe über T.S. Eliot, die man sich unbedingt anhören sollte. In letzter Zeit habe ich mich mit Becketts Hörspielen beschäftigt, von denen einige online verfügbar sind wie etwa „Embers“, und auch mit seinem Film „Film“. Ein weiteres großartiges YouTube-Erlebnis: John Betjeman, Robert Lowell und Philip Larkin und andere Dichter lesen ihre eigenen Werke.

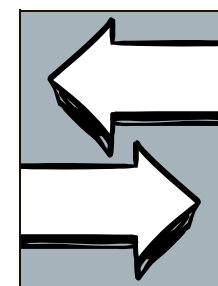
##### Was sehen Sie?

Eric und ich machen jeden Morgen einen langen Lauf in Queens, und ein Großteil meiner visuellen Eindrücke stammt von dort – die sich verändernde Architektur, die Menschen, die ihrer Routine vor der Arbeit nachgehen, und besonders am Wochenende

gram eine entmenslichende Erfahrung ist und der allgemeine Druck zur „Selbstdarstellung“ zunehmend unerträglich wird. Mir scheint, dass die Anreize des Algorithmus in völligem Widerspruch zum Streben nach Kunst stehen, und ich hoffe, dass sich das bald ändert. Jenny Odell schreibt sehr schön über dieses Thema, ich freu mich schon auf ihr demnächst erscheinendes Buch *Zeit*. Ein wenig Trost finde ich in der „via negativa“ von Schriftstellern wie Beckett, Camus, Dostojewski, Eliot, Schopenhauer, Proust und Wittgenstein, die sich alle mit den negativen Aspekten des Lebens auseinandersetzen und ihnen etwas abtrotzen konnten.

Protokoll Laura Helena Wurth

Grace Weaver, Jahrgang 1989, lebt in New York. Ihre Werke werden seit 2010 international ausgestellt und sind in zahlreichen Kunstsammlungen vertreten. Ihre Ausstellung „Trash-Scapes“ ist bis zum 7. Januar 2023 in der Galerie Max Hettler in London zu sehen.



#### BESONDERE VORKOMMISSE

##### Réthys Abschied

Nein, er wurde nicht verhaltensuffällig. ZDF-Fußballkommentator **Béla Réthys**, der nach mehr als drei Jahrzehnten nun in Pension gehen muss, verhielt sich beim Halbfinalspiel Frankreich gegen Marokko wie immer: Er sah nichts, was nicht jeder abgelenkte Fernsehzuschauer sieht, er las belanglose Informationen zu Spielern von Karteikarten ab, er konnte gar nicht erklären, was, zum Beispiel, **Martina Voss-Tecklenburg**, die im Studio sitzende Trainerin der Frauennationalmannschaft, in einem Satz erläutern konnte – warum die Wechsel des französischen Trainers Didier Deschamps die Statik

des Spiels entscheidend veränderten. Réthys hat so etwas noch nie gesehen, er hat solche Einsichten stets als „Oberseminar“ denunziert und seinen nichtssagenden Stil für unterhaltsam gehalten – als habe nicht schon vor vielen Jahren ein Jürgen Klopp demonstriert, dass man ein Millionenpublikum bestens unterhalten und zugleich ein Spiel lesen kann. Selbst Réthys mäßig begabter Sidekick Sandro Wagner deutet immer wieder an, wie Fußball funktioniert. Dass jetzt so viele beim Abschied Béla Réthys sentimental werden, hat wohl mehr mit den Verabschieden zu tun. Die Zukunft liegt sowieso im Stadion, die relevanten Daten zum Spiel gibt es im Internet. pek